Zeitschrift: Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie

Band: 64 (1974)

Heft: [4]: Hundert Jahre Christkatholisch-theologische Fakultät der Universität Bern

Artikel: Über das Wandern des Gottesvolkes

Autor: Amiet, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-404561

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Über das Wandern des Gottesvolkes

Der Begriff des wandernden Gottesvolkes ist noch nicht lange ins allgemeine Bewusstsein gelangt[1]. Es wird kein Zufall sein, wenn seine Beliebtheit zusammenfällt mit einem verstärkten Wissen um die Notwendigkeit des Wandels der Theologie und um die Situationsbezogenheit aller Glaubensaussagen. Wenn doch die Kirche ein Stück Weg zurückgelegt hat, so kann sie ihre früheren Aussagen nicht mehr direkt übernehmen, ohne sie neu zu interpretieren. Das hat die Kirche immer getan. Neu ist, dass man sich dessen vermehrt bewusst ist. Die Kirche hat gar nie anders gekonnt, als ihre alten Aussagen jeweilen neu zu sehen. Weil diese Notwendigkeit aber nicht klar bewusst war und weil die Einsicht in sie zudem durch das Ideal der theologia perennis verstellt war – ebenso wie heute die Einsicht in die Notwendigkeit des Wandels den Blick für den Sinn der theologia perennis trübt –, kam es immer wieder dazu, dass die alten Dogmen mitgeschleppt wurden als ehrwürdige aber unfruchtbare Last. Man mag sich beim Lesen der oder jener Dogmatik wundern, wie langweilig die Lektüre ist, solange ein Artikel, der de fide ist, behandelt wird, während die Darlegung einer sententia probabilior anregend zu lesen ist. Eine Dogmatisierung scheint den Abschluss einer Wegstrecke darzustellen. Das Gottesvolk aber zieht weiter und interessiert sich nur insofern noch für die zurückgelegte Strecke, als sie von den Häretikern nachzuholen wäre. Im bessern Fall liesse sich auch der Vergleich mit einem Schüler machen, der das Alphabet gelernt hat. Das kann er nun, es ist ihm kein Problem mehr.

Nach dieser lockeren Einleitung möge ein Hinweis von W. Lossky weiterführen[2].

In seiner Arbeit über die Schau Gottes führt Lossky die unterschiedlichen Entscheidungen an, wie sie im 14. Jahrhundert in West und Ost bezüglich der Schau des Wesens Gottes getroffen wurden. Die Konzile von Konstantinopel (1341, 1351, 1368) entschieden, dass Gott seinem Wesen nach gänzlich und ewig unzugänglich sei. Er offenbart sich seinen unerschaffenen Energien nach. Papst Benedikt

[1] Ernst Käsemann, der Ruf der Freiheit, 1968, S. 14: «... dass ich 1937 im Gefängnis ... mein Buch über das wandernde Gottesvolk geschrieben habe, dessen Titel inzwischen Furore gemacht hat und selbst auf dem Vatikanischen Konzil zu Ehren gekommen sein soll.»

[2] W. Lossky, Schau Gottes, deutsche Ausg. 1964, S. 10.

XII. dagegen lehrt (1336), dass die Erwählten schon nach ihrer individuellen Auferstehung die göttliche Wesenheit in unmittelbarer Schau erblicken. Abgelehnt wird damit allerdings nur, dass diese Schau erst bei der allgemeinen Auferstehung am Jüngsten Tag erreicht würde, nicht aber die östliche Auffassung direkt. Dem Westen ist auch die Unterscheidung von Wesen und Energien in Gott fremd. Es warf dann aber der gleiche Papst den Armeniern vor (die wohl nicht orthodox waren, aber in dieser Frage in derselben Tradition standen), sie leugneten die unmittelbare Schau der göttlichen Wesenheit durch die Seligen.

Wenn wir diesen Hinweis für unser Thema aufnehmen, dann können wir sagen, es würde das Wandern des Gottesvolkes in West und Ost verschieden verstanden. Die westliche Auffassung sieht die Wanderung mit der Auferstehung beendet, das Ziel ist erreicht[3]. Die orthodoxe Auffassung verstehe ich so, dass das Auf-dem-Weg-Sein der Kirche ein ewiger Vorgang ist. Jetzt schon schauen wir Gott und suchen ihn zugleich. Je mehr wir ihn in der ewigen Seligkeit finden, um so mehr fragen wir nach ihm und suchen ihn. In dieser Hinsicht ist zwischen jetzt und einst kein Unterschied. Christus bleibt für uns der Weg, ebenso wie die Liebe, die das Grösste ist, ein Weg ist, der bleibt (1. Kor. 12, 31 und 13, 13). Gott suchen und Gott finden sind gegenseitig und bleibend miteinander verbunden[4].

Wenn ich vermute, dass mit diesem Beispiel ein allgemeiner Unterschied zwischen West und Ost angedeutet sei, so ist doch auch zu sehen, dass sich im Westen «Östliches» findet, etwa bei Mystikern oder gerade beim modernen Bemühen um die stete Neuinterpretation des Überlieferungsgutes. Andrerseits gibt es auch Vertreter der Orthodoxie, die eher rechthaberisch als rechtgläubig wirken, will heissen, die wenig Sinn für den Wegcharakter der Wahrheit haben, für das Paradox, dass im Glauben jede Antwort in sich ein Fragen ist. Unser Beispiel ist aber nicht aus konfessionskundlichen Gründen angeführt, sondern als Hilfe, eine bestimmte Sicht vom Unterwegssein der Kirche zu erlangen.

Vor dem II. Vatikanischen Konzil konnte man etwa hören, ein Grund für die Konversion von Anglikanern zur römisch-katholischen

[3] Gottfried Keller karikiert diese ewige Ruhe in seinem Gedicht «Wie glänzt der helle Mond»: «In einem Silberschleier sitz ich dann und schaue meine weissen Finger an.»

[4] Ebenso wie die orthodoxe Antwort im erwähnten Beispiel missverstanden werden kann in dem Sinn, als wäre Gott untreu und würde sich ewig verbergen, so kann auch die moderne Einsicht in die Notwendigkeit, die Dogmen stets neu zu interpretieren, verunsichernd wirken.

Kirche sei der, dass in letzterer feste, sichere Antworten gegeben würden, während die anglikanische Kirche mit ihrer vagen offiziellen Lehre die Gläubigen zu sehr auf das eigene Suchen verweise. Beieinander treffen wir diese sich widersprechenden Haltungen bei modernen Menschen, die einerseits gesicherte, definitive Antworten suchen, solche Antworten dann aber gerade als autoritär empfinden und verwerfen.

Es liesse sich nun folgende Annahme machen.

Man könnte dies Dilemma selber als Grundlage nehmen, welches einerseits stets neu fragen und andrerseits doch gültige Antworten will. Man könnte gerade diese Spannung selber als etwas Wichtiges sehen. Man könnte diese Spannung gar zu einem Paradox verschärfen, indem man behauptete, es müsse Fragen geben, die in sich selber die Antwort seien, welche Antwort von der Art wäre, dass sie die Frage nicht aufheben, sondern immer wieder aktivieren würde. Man müsste also die Fragen selber als Antwort sehen. Wie sähe nun dies Fragen aus, das als das Fragen des Glaubens zudem für den Menschen das Wesentlichste wäre ? Wie wäre in ihm die Antwort enthalten, die dieselbe Frage sowohl beantwortet, wie sie selber weiter fragen lässt, die also nicht neue Fragen stellt, nachdem die erste Frage gelöst und beantwortet ist, sondern die gerade die erste Frage selber, das erste Fragen selber als Lösung erweist ?

Wie sollen wir diese Fragen suchen ? Sollen wir von den zentralen christlichen Dogmen ausgehen und diese als Fragen interpretieren, was insofern möglich wäre, als diese Dogmen als Paradoxe erscheinen, und ein Paradox erfahren wir als eine Spannung, die zum Fragen nötigt ? An sich bin ich durch die Betrachtung der Lehre der Kirche zu meinen Überlegungen geführt worden. Das Phänomen, dass diese Lehre immer wieder die Form eines Paradoxes oder einer Antinomie hat, schien mir immer wieder von grösster Bedeutung zu sein. Wenn hier nun aber das Fragen als Ausgangspunkt genommen wird, so dürfte das Verständnis für diesen Weg erschwert sein, weil die Dogmen oft genug als abschliessende Antwort gesehen werden, so als ob ihnen kein Fragecharakter innewohnte. Oder sollen wir alle möglichen Fragen sammeln und aus ihnen die wesentlichste Frage heraussuchen ?

Hier soll ein anderer Weg versucht werden. Unser Ausgangspunkt ist der, dass das Fragen selber ernst genommen wird. Es soll vorerst das Fragen ohne konkrete Füllung, also nicht ein Fragen nach etwas Bestimmtem, betrachtet werden in der Annahme, dass die fra-

gende Haltung selber schon wesentlich sei. Dies sei versucht in der Hoffnung, es weise die Art des Fragens selber auf die bestimmten Fragen, die unserem Ausgangspunkt am ehesten entsprechen.

Eine erste Bestimmung hält fest, dass es jemand ist, der fragt. Wir halten es notwendigerweise für weniger wesentlich, weniger des Menschen würdig, wenn ein Etwas ihn fragen lässt, so dass sich also seine Person einer Sache unterordnet. Wenn ich z. B. das Rauchen aufgeben möchte, mich aber die Sucht nach einer Zigarette fragen lässt, so lässt mich etwas nach etwas fragen. Dies Fragen ist ein unerlöstes, unfreies Fragen. Natürlich kann sich etwas und jemand im Subjekt auch decken, etwa beim normalen Fragen nach Essen, weil man Hunger hat. Gerade dies Beispiel zeigt aber das Problem des Unterschieds von etwas und jemand von einer neuen Seite. Hier fragt zwar jemand, aber er fragt nach etwas. So werden wir diese Frage auch nicht für die wesentlichste halten können; denn es ist eine Verengung des Fragens, wenn es auf etwas geht, das geringer ist als der Fragende, und etwas ist stets weniger als jemand. Danach ist eine Frage wesentlicher, die nach jemand fragt, und zwar in dem Mass, als dieser Jemand gross ist. Es ist leicht zu sehen, dass eine weitere Bestimmung nötig ist; denn man kann auch aus geringem Interesse nach jemandem fragen. Um so grösser ist das Fragen, je mehr es von diesem Jemand will, je mehr es ihn ganz will. Und weil das Fragen eine Verbindung herstellen will, gehört zu ihm, wenn es umfassend sein soll, auch dies, dass es die erfragte Person ganz für sich will, ganz für sich erfragt. Da es eben eine Person ist, bedeutet dies, dass diese Person nicht bloss passiv, wie ein Objekt, ganz dem Fragenden zuzugehören habe, sondern dass sie auch ganz nach ihm fragen müsste. Ein solches Fragen müsste ein liebendes, bejahendes Fragen sein, wenn es sinnvoll sein soll für den ersten Frager, und das ist ja in unserer Annahme enthalten.

Wenn wir unser Fragen als unser eigentlichstes und höchstes Tun bekennen, dann muss es auch an den Erfragten die höchst denkbaren Ansprüche stellen. Das bedeutet, dass auch er ganz und umfassend nach uns fragen muss. Und dies wiederum muss heissen, dass sein Fragen dem unsern vorangeht, dass wir von ihm gefragt sind, bevor wir fragen, dass also unser Fragen bereits die Antwort auf sein Fragen sei. Anders könnte unser Fragen ihn übersteigen.

Unser Ausgangspunkt impliziert aber noch etwas anderes. Wenn unser Fragen sich selber schon als Antwort verstehen will, wenn es sich zudem als das Höchste sieht, dann muss das heissen, dass der erfragte Höchste in ihm enthalten ist. Das könnte wie eine Aufhebung

der Subjekt-Objekt-Spannung aussehen und, weil diese Spannung im Fragen vorausgesetzt ist, wie eine Aufhebung des Fragens selber. Es handelt sich aber nicht um ein Aufheben, sondern um ein Paradox, und zwar um eine Entfaltung des in der anfänglichen Annahme gemachten Paradoxes: Wir sind es, die fragen. Wenn wir das Fragen für das Höchste halten, zudem glauben, dass etwas weniger sei als jemand, dann muss in unserem Fragen eine höhere Person sein. Nicht wir sind mit ihr identisch, sonst könnten wir gar nicht fragen, entspringt doch das Fragen einem Ungenügen, einer Not. Soll aber der Erfragte dieser Grösste sein, dann ist dies nur so als sinnvoll denkbar, dass er auch nach uns fragt. Falls nun sein Fragen auch einem Ungenügen entspringen sollte, dann wäre er nicht der grösst Denkbare, sondern würde von unserem Fragen überstiegen. Er muss also sich völlig genügen und dennoch fragen. Nur in diesem Paradox kann er gedacht werden. Obwohl er der Grösste ist, fragt er nach uns, und weil er der Grösste ist, fragt er in grösstmöglicher Weise nach uns. Sein Fragen wäre aber klein, wenn wir ihm unterlegen wären. Auch wir müssen ihm das Grösstmögliche sein, das er erfragen kann. (Hier liesse sich der Begriff der Vergottung einfügen.)

Wir haben gesehen, dass unsere Voraussetzung dies enthält, dass der Grösste nach uns fragt und uns an seinem Fragen teilnehmen lässt. Unser Fragen ist die Frucht seines Fragens. Können wir aber an der Voraussetzung festhalten, wenn wir bedenken, dass unser Fragen ja durchaus nicht wissendes Fragen ist, sondern ein Fragen aus Not, dass wir also durchaus nicht für den Erfragten seinerseits ein würdiges Ziel seines Fragens sind, sondern ein ungenügendes? Muss man nicht folgern, es sei dieser Grosse mit seinem Fragen nach uns eine blosse Fiktion, oder aber sein Fragen nach uns sei ohne Ernst oder ohne Liebe, also für uns sinnlos? Diese Frage aufwerfen scheint zu bedeuten, man hätte sie schon negativ beantwortet: Die Voraussetzung ist unsinnig. Damit stehen wir dort, wo gefragt wird: «Gibt es einen gütigen und allmächtigen Gott, da doch die Welt in Not ist?» Die Logik kennt auf diese Frage nur ein Nein als Antwort.

Unsere Voraussetzung wäre damit aber nicht mehr durchgehalten. Wir haben ja nicht die Antwort, sondern das Fragen als das Notwendige postuliert, gewiss die Frage, die in sich die Antwort enthält, aber nur in dieser Reihenfolge, nicht als erstes die Antwort, die in sich das Fragen enthält. Wenn wir an unserer Voraussetzung festhalten wollen, so kann das nur bedeuten, dass sie meint, sie enthalte auf diese anscheinend ausweglose Frage eine Antwort. Diese Antwort zu for-

mulieren, übersteigt die Möglichkeit der Logik, hier ist unsere Logik unerlöst und «harrt auf das Offenbarwerden (der Herrlichkeit) der Söhne Gottes.... denn auf Hoffnung hin sind wir gerettet. Eine Hoffnung aber, die man sieht, ist keine Hoffnung» (Röm. 8, 19 u. 24).

Wenn wir aber hoffen, dass das Ungenügen unserer Logik erlöst würde, warum sollen wir nicht auch darauf warten, dass wir einst überhaupt nicht mehr fragen werden, dass also einst überhaupt keine Hoffnung mehr notwendig sein werde vor der Erfüllung, dass also entgegen 1. Kor. 13. 13 keine Hoffnung «bleibt», dass wir also einst nicht nur Gottes Energien, sondern Gottes Wesen schauen werden ?

Hier hilft eine Analyse unserer Voraussetzung nicht weiter. Wir müssen sie ergänzen.

In der Betrachtung unserer Annahme ist unbeachtet geblieben, dass man nicht nur nach jemandem fragt, sondern jemanden nach jemandem. Würden wir dies im Rahmen des Bisherigen betrachten, so müssten die beiden Personen in eins fallen, wir fragen den Grössten nach ihm selber. Anders wird es, wenn wir beachten, dass wir faktisch nicht allein fragen, sondern in vielfältiger, gegenseitiger Anregung durch die Mitmenschen. Dies Faktum könnte wie das Ungenügen der Logik eine einst aufzuhebende Not sein, oder es könnte zum bleibenden Charakter des Fragens gehören. Für letzteres spräche dies, dass jener erfragte Grösste sein Fragen nach sich selber nicht nur in mir sich abspielen und nicht nur durch mein Fragen aufnehmen lässt, sondern dass er sein Fragen ebenso in den andern sein lässt. Entscheidend kommt hinzu, dass wir nicht nur durch irgendwelche Mitmenschen gefragt werden, sondern durch Jesus[5]. Wir sind gefragt, ob wir ihn annehmen als Gottes Antwort auf unser Fragen. Jesus selber ist nun durchaus auch ein Fragender, er betet, denken wir gar an sein Gebet in Gethsemane und endlich an seinen Ruf am Kreuz «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen ?»[6] Wenn wir Jesus als unsern

[5] Das von Jesus gefragte Sein ist hier vor allem im Blick auf das Kreuz gesehen. Von Bedeutung ist dabei dies, dass das Evangelium die frohe Botschaft von der Liebe Gottes ist, welche durch die Katastrophe vom Kreuz verkündet wird. Vermutlich erfährt man überhaupt Katastrophen als eine Infragestellung des Lebens. Gerade der Glaube an den frohen Charakter des Evangeliums verstärkt diese Wirkung, da das Kreuz zuerst bestimmt nichts Frohes ist.

[6] Dass dieser Ruf das Sterbegebet des frommen Juden einleitet, kann unmöglich heissen, es sei nicht nach seinem Wortlaut gemeint. Es dürfte unerlaubt sein, anzunehmen, wenn Jesus ein liturgisch geformtes Wort gebraucht hat, so sei das nicht nach seinem Wortsinn zu nehmen. Eher ist anzunehmen, dass die Bedeutung der Situation nach dem gewichtigen liturgischen Text ruft. Der Schluss des Psalmes hebt dessen Anfang nicht auf, sondern deutet dessen

Herrn und Gott annehmen, so nehmen wir den an – um es in der Sprache dieses Versuches zu formulieren –, der unsere wesentlichste Frage konkret selber ist, der mit seinem Fragen unser Fragen da aufnimmt, wo es uns am meisten Frage ist, da wo wir fragen, ob es noch einen gütigen und allmächtigen Gott gebe. Jesus steht mit seiner letzten Frage am Kreuz als ein von Gott verlassener Gott in unmittelbarer Nähe zu unserer Frage. Und so, wie wir diese Frage erst stellen, wenn die Not gross wird – das «noch»[7] gehört wohl notwendig zu dieser Frage –, so hat auch Christus erst in der Not des Kreuzes seine Frage gestellt. Und er hat – entsprechend unserem «noch» – nicht gefragt, warum Gott fern sei, sondern warum er ihn verlassen hat. Wenn wir daran festhalten, dass unser Fragen das Wesentlichste sei, dann begegnen wir in Jesus dem Gott, der selber Anteil an der gottlosen Welt genommen hat.

Wer dies Paradox bekennen kann, wer also die Frage, ob es noch einen Gott gebe, nicht als rhetorische Frage, die ein Nein verhüllt, sondern als echte Frage stellt, der nimmt teil am Mysterium des Kreuzes, das eben eine Antwort ist, indem es selber die notwendige Frage stellt und indem es zeigt, welches die notwendige Frage ist, was «rechtgläubiges» Fragen ist. Das rechte Fragen entsteht nicht aus irgendwelchem Ungenügen, sondern aus der tiefen Not, die bekanntlich beten lehrt.

Wem es mit seinem Fragen ernst ist, der will eine Antwort. Wenn etwa Schriftgelehrte auf ihre Frage an Jesus statt einer Antwort gemäss rabbinischer Übung eine Gegenfrage erhielten, so scheint hier der Sinn u. a. auch darin zu liegen, dass die Fragenden entlarvt werden dahin, dass deutlich wird, dass sie gar keine echten Fragen stellten, sondern glaubten, selber die Antwort zu kennen. Christi Gegenfrage könnte sie in dieser Annahme erschüttern, falls sie überhaupt bereit wären, eine fragende Haltung einzunehmen. Zugleich aber ist deutlich, dass auch Christi Gegenfragen nicht blosse Fragen sind, sondern ebenfalls eine Antwort andeuten. Ob diese Antwort abschliessenden Charakter habe oder nicht, wird dabei allerdings nicht deutlich. Christi Reaktion auf das sichere

paradoxen Charakter an. Dies als Korrektur zu E. Stauffer, Jesus Gestalt und Geschichte, Dalp Taschenbuch 332, S. 105ff.

[7] Es liegt hier ein Paradox vor. Die Botschaft vom guten Gott kann fraglos im Leben integriert werden, solange man von Güte umgeben ist. Wenn aber die Güte schwindet, beginnt das Fragen nach dem als nun erst abwesend erfahrenen Gott. Unsere Voraussetzung aber meint, dass gerade im Fragen Gott anwesend sei.

Wissen der Pharisäer, das sich in blosse Scheinfragen, in inquisitorische Fragen kleidet, entspricht aber allgemein der Reaktion, wie sie durch autoritäre Behauptungen hervorgerufen werden kann.

Wo eine gesicherte, autoritäre Antwort gegeben wird, da gibt es nur gänzliche Unterwerfung oder Widerspruch. Im ersten Fall kann es evtl. so sein, dass man sich der Antwort fügt, weil sie einem als gültige einsichtig ist. In dem Fall zeigt sich nicht, ob die bezeugte Wahrheit eine ist, die dem Individuum in gleicher Weise wie der Gesellschaft zugänglich ist. Sie könnte in der Weise durch die Gemeinschaft erfahrbar sein, als sie überhaupt nur durch die Unterwerfung unter eine Autorität erfahrbar wird. Aber sie könnte auch objektiv ausserhalb der Menschen bestehen und von jedem Individuum isoliert erkannt werden. In jenem Fall wäre sie eine Wahrheit, die in der Gesellschaft in der Weise eine hierarchische Über- und Unterordnung bedingt, als die Menschen unterschieden würden in mündige Lehrer und unmündige Schüler. Wo sich aber gegenüber einer autoritären Auskunft Widerspruch regt, gibt es nur den Zerfall der Gemeinschaft in Menschen, die die Wahrheit erkennen und solche, die sie verkennen, es sei denn, aus dem Widerspruch erwachse der Dialog von Gleichen. Aber dann ist das autoritäre Prinzip verlassen.

Gibt es nun auch dies, dass die Wahrheit auch in einer Gemeinschaft erkannt wird, ohne dass ein Teil von ihr unmündig sein muss, obwohl die Gemeinschaft Autoritäten, also Urheber der Wahrheit, enthält? Wenn Christus seine Verkündigung in verhüllter Weise, in Fragen und Gleichnissen vorträgt, dann dürfte dies ein Hinweis auf eine solche Gemeinschaft sein. Es werden autoritative Fragen[8], die echte Fragen sind, vorgetragen. Vor diesen gibt es nicht nur den Widerspruch als Möglichkeit zur mündigen Selbstverwirklichung, sondern das Mitfragen. Christi Predigt kann darum, weil sie autoritatives Fragen ist, eigenes Suchen ermöglichen. Wenn Christi Fragen echtes Fragen ist, dann weist es nicht auf eine objektive, für sich seiende Wahrheit hin, die an sich auch von jedem allein erkannt werden könnte, sondern dann kommt dies Fragen erst in der Antwort der Hörer zum Ziel, dann wird seine Verkündigung erst in der Gemeinschaft mit ihnen wahr. Wenn wir seine Predigt und sein Leben unter dem Aspekt des Fragecharak-

[8] Autoritativ können Christi Fragen in unserem Zusammenhang genannt werden, insofern sie den Ursprung des Fragens, das Ungenügen, die Not direkt angehen unter Einsatz der Person Christi selber.

ters betrachten, dann müssen wir von seiner Wahrheit als einer Gemeinschaftswahrheit reden. Die Antwort auf das Fragen liegt hier nicht in einer objektiv für sich seienden Wahrheit, sondern in Gottes Liebe, die an sich trinitarisch, gemeinschaftlich ist und die sich unter uns bewährt in der Hingabe Christi wie darin, dass wir seine Jünger, seine Brüder und Söhne Gottes werden, wir uns ihm hingeben.

Wenn die Wahrheit Christi eine der Gemeinschaft ist, dann bedeutet dies auch, dass sie nicht nur keine objektiv für sich seiende, sondern auch keine statische Wahrheit ist; denn eine Gemeinschaft – besonders noch eine von Mündigen – verändert sich ständig im wechselseitigen Geben und Empfangen. Anders kann eine Gemeinschaft gar nicht leben.

Wie steht es also mit der Autorität von Fragenden in der Gemeinschaft? Indem die hier angenommene Voraussetzung durch die Hinwendung auf Christus überschritten wurde, war die Antwort auf diese Frage schon vorweggenommen. Das dürfte sachlich richtig sein, indem die Annahme der konkreten Person Christi nicht von der Voraussetzung her gefolgert werden kann, anders könnten wir Christus nicht als den Grösstdenkbaren bekennen. Steht diese Behauptung nicht im Widerspruch dazu, dass wir ja Gott derart gefolgert haben? Dass wir dies tun konnten, macht deutlich, dass wir uns so lange im theistisch Unverbindlichen bewegten, als wir nicht von der konkreten Person Christi redeten. So lange erreichte also unser Fragen nicht den Grössten selber. (Würden wir aber wissentlich nur von ihm reden und sein Uns-Entsprechen leugnen, so könnten wir nicht mehr annehmen, dass er die Verlorenen sucht, wir leugneten den Sinn der Schöpfung, die durch den Fall in jeder Hinsicht völlig verdorben wäre und von Gott nicht mehr geliebt würde. Gott würde in Christus nur mehr eine zweite Schöpfung lieben und wollte mit der ersten nichts mehr zu tun haben; denn unser Fragen nach dem Sinn des Lebens und damit nach Gott ist nicht erst durch Christus erweckt worden.)

Wenn gesagt wurde, Christi Fragen entspreche unserem Fragen, Christi Not nehme unsere Not auf, so ist damit gesagt, dass Christi Autorität einen notwendigen Zusammenhang mit unserer Voraussetzung hat. Von unserer Voraussetzung her müsste nämlich gesagt werden, es würde dort autoritativ gefragt, wo wesentlich gefragt wird in der Weise, dass nicht irgendeine Frage, sondern die aus tiefem Ungenügen, die aus unserer Not aufsteigende Frage auf-

genommen, bejaht und durchgehalten wird. Wenn das Fragen sich wesentlich in Gemeinschaft abspielt, dann muss dies bedeuten, dass es Autoritäten geben muss, die den andern Gliedern der Gemeinschaft überlegen sind, die also zu geben haben. Es wird aber zugleich so sein, dass nur der Autorität hat, der nicht ein entlegenes Fragen aufbringt, sondern das in der Gemeinschaft bewusst oder unbewusst Vorhandene weiterführen kann, der also damit von den andern wiederum abhängig ist.

Wenn das Fragen der Autorität für uns gelten soll im Sinn unserer Voraussetzung, dann heisst das, wie wir gesehen haben, dass es ein Fragen nach Personen, nach jemand und nicht nur nach etwas sein muss, und zwar nach grösstdenkbaren Personen. Wenn dies stimmt, dass Christi Fragen sich in uns erfüllt, dass sein Same auf unserem Acker Frucht trägt, dann muss das bedeuten, dass durch uns und in uns von Christus dieser grösst Denkbare erfragt wird[9]. Wenn wir dies nicht annehmen wollten, müssten wir Christi Fragen nach seinem Gewicht in zwei Arten unterteilen, nämlich in sein Fragen nach dem Vater im Gebet und im Ruf am Kreuz und dann in sein an uns gerichtetes Fragen, das ein bloss maieutisches Fragen wäre. Christus erschiene nur als Lehrer und Vorbild, nicht aber als der erfragte Grösste, der von uns nur dann sinnvoll erfragt werden kann, wenn er auch uns mit gleich sinnvollem und gewichtigem Fragen suchte, wenn er nicht auch in uns den Grössten erfragte. Anders wäre sein Fragen geringer als unseres, seine Liebe zu uns gemischt mit Geringschätzung, seine Fusswaschung eine Farce.

Wenn aber Christi Kreuz, an dem er mit uns nach dem Vater fragt, zugleich die entscheidende Frage an uns ist, dann muss man folgern, dass das Kreuz das Zentrale der Person Christi darstellt. Das Kreuz wird somit durch die Auferstehung nicht überholt, sondern bejaht. Wenn uns im Kreuz «der Erhöhte» begegnet, wenn sich im Kreuz Christi Wesen darstellt, dann kann man nicht denken, es würde einst das Fragen, die Hoffnung, aufhören, ist doch das Kreuz nur sinnvoll, wenn in ihm die Frage gesehen wird. Zu sagen, es würde das Fragen einst aufhören, hiesse dem Kreuz nur vorübergehende Bedeutung beimessen, etwa im Sinn eines einmal geschehenen und nun erledigten Loskaufes.

[9] Das hier Angedeutete wird mit dem Terminus der Vergottung bezeichnet. In unserem Zusammenhang müsste eine weitere Ausführung unser Verhältnis zum Heiligen Geist in uns, der mit uns nach dem Vater fragt und seufzt (Röm. 8, 26) darlegen.

Denen, welchen die Frage des Kreuzes als ihre Antwort begegnet, wandelt sich das unerlöste Fragen in die Hoffnung, die «bleibt»[10]. Das Fragen, das Hoffen, das Sich-nach-Gott-Ausstrekken, das Wandern gehört zum bleibenden Wesen des Gottesvolkes, das den überragenden Weg der Liebe wandelt (1. Kor. 12, 31).

Peter Amiet

[10] 1. Kor. 13, 13; «Bleiben» ist hier als ein ewiges verstanden.